

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 143.

Mittwoch, 23. Juni.

1910.

Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(20. Fortsetzung.)

Prinzipalroman von Reinhold Ortman.

Dreizehntes Kapitel.

Der Oberstleutnant von der Seyde hatte nur wenige Tage gebraucht, um sich von seinem Krankheitsanfall zu erholen, aber seine Stimmung hatte sich nicht in demselben Maße gebessert wie sein Befinden. Eine schwüle, beklemmende Atmosphäre lastete über den Bewohnern der kleinen Villa, und aus dem Verkehr zwischen Vater und Tochter schien alle Unbefangenheit und Herzlichkeit gewichen. Wieder war eine unbehagliche Abendmahlzeit vorüber, bei der Vater und Tochter nur ein paar unvermeidliche, gleichgültige Worte gewechselt hatten. Martha hatte den Befehl zum Abtragen des Geschirrs gegeben und war mit einer Handarbeit am Tisch sitzen geblieben, während der Oberstleutnant sich nach seiner Gewohnheit unter die hohe Säulenlampe zurückzog, um die Abendzeitung zu lesen. Aber er las in Wahrheit obensowenig, wie er es bemerkte, daß seine geliebte Zigarre ausgegangen war. Blöcklich warf er das Blatt beiseite und stand auf.

„Was zum Henker, soll das nun eigentlich heißen? Ich weiß nicht mehr, was ich von dem Manne denken soll! Ist das ein Benehmen für einen vernünftigen und wohlherzogenen Menschen?“

„Wen meinst du, Vater?“

„Wen anders als diesen Synder! Ich fange allmählich an zu glauben, daß der Herr uns zum besten hält. Ich bin es aber nicht gewöhnt, daß man mich so behandelt.“

Dabei hatte er einen offenen Brief aus der Tasche gezogen und unwillig auf den Tisch geworfen.

Bestürzt blickte Martha von ihrer Arbeit auf. „Ist das ein neuer Brief Herberts, Vater? Hat er dir mitgeteilt, wann er kommt?“

„Nein, es ist noch der alte, den du ja gelesen hast. Das eben empört mich, daß er seitdem nichts mehr hat von sich hören lassen. Erst schickt er ein Telegramm, daß er überglücklich sei in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen, und dann, während wir Tag für Tag auf sein Erscheinen warten, schreibt er einen Brief, der in höchstem Grade merkwürdig ist. Er will sich in der Schweiz mit dir trauen lassen — warum? Die Hochzeit soll in aller Stille gefeiert werden — warum? Er will seinen Wohnsitz später nicht in Deutschland nehmen — warum, frage ich, warum? — Alles, was er zur Begründung anführt, sind nach meinem Gefühl lächerliche Redensarten. Eine von der Seyde hat nicht nötig, sich zu verheiraten.“

„Mir ist es ganz recht so, Vater“, sagte Martha mit jener milden Ruhe, die seit der Ankunft des Telegramms in ihrem Aussehen wie in ihrer Haltung und ihrer Rede lag. „Wenn nicht er selbst es vorgeschlagen hätte, würde ich ihn wahrscheinlich um etwas Ähnliches gebeten haben.“

„Nun meinetwegen! Aber weshalb ist er nicht gekommen, alle diese Dinge persönlich zu besprechen? Nicht einmal seine Adresse hat er in dem Telegramm

und in dem Brief angegeben. Das ist eine Ungezogenheit, die mich empört. Wenn er sich nicht mit sehr triftigen Gründen entschuldigen kann, werde ich ihm gründlich meine Meinung sagen über das, was sich für einen Bewerber geziemt. Noch seid ihr ja nicht öffentlich verlobt, und es könnte sehr leicht geschehen, daß mein letztes Wort anders ausfällt, als der Herr sich's träumen läßt.“

Das Mädchen kam herein und überreichte dem Oberstleutnant ein Billett. „Ein Bote aus dem Hotel hat diesen Brief abgegeben“, berichtete sie.

Haslig riß der Oberstleutnant den Umschlag herab. Dann reichte er die Karte, die darin enthalten gewesen war, schweigend seiner Tochter hin. Martha überflog sie mit einem Blick und sagte sie, ebenfalls ohne ein Wort zu sprechen, auf den Tisch. Der alte Offizier ging ein paarmal im Zimmer auf und nieder. „Er ist also hier, und morgen früh wird er kommen! Hast du mir denn gar nichts zu sagen, Kind?“

„Was sollte ich sagen, Vater? Ich bin bereit, ihn zu empfangen.“

„Und doch bist du wieder Leichenblau geworden. Meinst du denn, Mädel, daß es mir gleichgültig sein kann, dich so herumzusitzen zu sehen wie einen kranken Vogel? Dahinter muß doch etwas stecken, das mir verborgen werden soll! Ich aber meine, daß du zu keinem Menschen eher Vertrauen haben solltest als zu deinem Vater, oder habe ich's jemals an Liebe und Sorge für dich fehlen lassen, habe ich in der Erfüllung meiner Pflichten gegen dich jemals etwas versäumt?“

Martha sprang auf und warf sich an seine Brust. „Mein lieber, lieber Vater!“ schluchzte sie, unfähig, sich länger zu beherrschen. „Ach, ich bin ja so unglücklich!“

„Man braucht nicht allwissend zu sein, um das zu sehen“, sagte er in milden Tönen, indem er sanft ihre weichen, glänzenden Haarewellen streichelte. „Aber ich habe doch wohl auch einigen Anspruch darauf, zu erfahren, warum du unglücklich bist. Deshalb etwa, weil ich vorläufig noch Bedenken trage, diesen Herbert Synder gewissermaßen unbesehen als Schwiegerjohn hinzunehmen?“

Martha erhob den Kopf nicht von seiner Schulter, und es verging eine merkwürdig lange Zeit, ehe sie mit einer Stimme, die noch immer halb von Tränen erstickt war, erwiderte: „Ja, auch deshalb. Es ist mir schrecklich, zu denken, daß du ihn unfreundlich empfangen und behandeln könntest. Er muß mich dann ja für eine Lügnerin und Betrügerin halten.“

„Für eine Betrügerin? Was für Reden sind das! Mit gutem Grunde setzte ich eine Probezeit fest für dich wie für ihn. So wenig für ihn eine Verpflichtung bestand, zurückzukehren und seine Werbung zu wiederholen, so wenig kannst du gebunden sein. Die erste Liebe eines siebzehnjährigen Mädchens ist beinahe immer ein Irrtum, und damit, daß man zur Erkenntnis eines Irrtums kommt, wird man doch nicht zum Betrüger.“

„Aber du weißt nicht, was damals geschehen ist. Es ist ja nicht bloß mein Versprechen, was mich an ihn bindet.“

Das Wort war ihr halb gegen ihren Willen entfahren, und sie erschraf, noch ehe sie es ganz ausgesprochen. Nun aber konnte sie es nicht mehr zurücknehmen, und sie hatte sogleich die Überzeugung, daß ihr Vater ihr keine Ruhe mehr lassen würde, bis sie es ihm gebeichtet.

Er machte sich denn auch heftig aus ihrer Umarmung los und verlangte mit ernster Miene sofortige Aufklärung über den Sinn ihrer ihm unverständlichen Rede. Ihr Zögern und Ausweichen regte ihn sichtlich auf, und so mußte sie sich schweren Herzens zur Preisgabe des Geheimnisses entschließen, das sie, ihrem Versprechen getreu, bis zu diesem Augenblick vor ihm wie vor allen anderen Menschen gehütet hatte.

„Es handelt sich um Magdalene, Vater. Du weißt, daß sie damals in heller Verzweiflung zu uns kam, um deine Hilfe für ihren Mann zu erbitten.“

„Ja, ich weiß. Aber ich konnte ihr nicht helfen, weil ich selbst nicht über den zehnten Teil der Summe verfügte, die sie von mir verlangte. Ich hätte meine Versicherungspolice beleihen und damit dich bestehlen müssen, um das Geld zu beschaffen. Dazu konnte ich mich selbstverständlich nicht entschließen. Aber was hat Magdalenes damalige Bedrängnis mit deinen Beziehungen zu Herbert Dwyer zu schaffen?“

„Errätst du es denn nicht? Der Wohlthäter, dem Magdalenes Gatte damals seine Errettung vor Schimpf und Schande verdankte —“

„War doch nicht dieser Dwyer?“

Martha nickte.

„Und du — du hast ihn darum gebeten? Um dich zu gewinnen, hat er es getan?“

„Nein, er tat es nicht deshalb, sondern aus gutem Herzen. Es war bis zu jenem Tage kein Wort von Liebe zwischen uns gesprochen worden. Er hat sich so zartfühlend benommen, wie es unter so peinlichen Umständen nur immer möglich war.“

Der Oberstleutnant machte ein paar hastige Schritte durch das Zimmer. Noch hatte er offenbar Mühe, dies Unerhörte, Ungewöhnliche zu begreifen, noch konnte er nicht fassen, daß seine Tochter einen fremden Menschen um Geld angeprochen haben sollte.

„Du hast ihn darum gebeten!“ wiederholte er. „Aber das ist ja doch undenkbar, ist doch unmöglich! Du müßtest ja geradezu verrückt gewesen sein, als du es tatest.“

„Ich wollte Magdalene retten und sah keinen anderen Ausweg als diesen. Sie war entschlossen, mit ihrem Manne in den Tod zu gehen, und ich bin sicher, sie hätte es auch getan.“

„Ach, Unsinn! Leute, die mit dergleichen drohen, sind die letzten, die sich dazu entschließen. Aber selbst wenn sie mit dem Revolver in der Hand vor dir gestanden hätte, durftest du dich nicht so weit vergessen. Hastest du denn gar kein Ehrgefühl, Mädchen, und gar keine Scham?“

„Vielleicht handelst du ohne rechte Überlegung, aber auch durch die Erkenntnis würde nichts mehr geändert werden. Ich habe mich ihm persönlich für die Rückgabe des Geldes verbürgt, und ich muß darum für diese Bürgschaft mit meiner Person einstehen.“

„Wie konntest du das tun — wie, um des Himmels willen, konntest du das tun! Warum bist du nicht wenigstens vorher noch einmal zu mir gekommen? Warum hast du nicht versucht, mich zur Hergabe des Geldes zu bewegen? Ehe ich das hätte geschehen lassen, würde ich mich doch vielleicht dazu verstanden haben.“

Er glaubte wohl selbst nicht daran, und Martha schüttelte auch sehr bestimmt den Kopf.

„Du weißt recht gut, Vater, daß das ein vergebliches Bemühen gewesen wäre. Wenn dich der Anblick von Magdalenes Verzweiflung nicht zu rühren vermochte, was hätte dann mein Bitten zuwege bringen sollen!“

„Aber ich würde dich doch wenigstens davon überzeugen haben, daß du nicht diesen Fremden anbeteln durftest. Ich hatte dir ja klargemacht, daß auf eine Rückzahlung des Geldes bei der Charakterlosigkeit jenes Menschen niemals zu hoffen sei.“

„Vielleicht tust du dem Gatten der armen Magdalene doch unrecht. Er hat sich wirklich rechtschaffen bemüht, zu arbeiten, und es war nicht seine Schuld, wenn ihm nicht Zeit genug blieb, seine Verhältnisse zu ordnen. Daß er schon einige Monate später erkrankte und sterben würde, konnte doch niemand voraussehen.“

„Im menschlichen Leben muß man auch mit solchen Möglichkeiten rechnen. Du wenigstens hättest damit rechnen müssen, als du so ungeheuerliche Verpflichtungen eingingst. Was in aller Welt soll denn nun geschehen? Wie soll ich diesem Mann gegenüberreten, ich, der ich mein Leben lang keinem Menschen etwas schuldig geblieben bin?“

„Er hat das Geld ja auch nicht dir gegeben, Vater. Von seiner Frau aber wird er es nicht zurückfordern, und daß ich seine Frau werden muß, daß du seine Werbung nicht zurückweisen und ihm keine Schwierigkeiten machen darfst, das siehst du doch jetzt selbst ein?“

„Und wenn ich ihm nun sein Darlehen zurückgebe? Ich weiß ja noch nicht, wie ich das Geld ausbringen soll, aber ich denke, es wird mir schon gelingen.“

(Fortsetzung folgt.)



Liebst du das Leben, so verderbe die Zeit nicht; denn sie ist das Zeug, woraus das Leben gemacht ist. Engel.

Wie ich während des Krieges von Brasilien nach Deutschland kam.

(Originalbericht.)

II.

Nach drei Tagen setzte ich es durch, daß ich in die Stadt zum Konsul meines Landes gebracht wurde. Dieser betreffende Konsul wollte an meine Heimatbehörde telegraphieren, ich bezahlte das Telegramm und erhielt nach zehn Tagen den Bescheid, mein Paß wäre gefälscht. Das Original des Telegramms wurde mir trotz meiner wiederholten Bitten nicht gezeigt. Ich hatte die Überzeugung, daß der Konsul nicht gezögert hat. Die Vertretung meines Landes hatte er nur nebenbei, im Hauptberuf war er französischer Konsul. Nun setzte ich eine schriftliche Beschwerde an den Gouverneur von Gibraltar auf und fügte Paß usw. der Eingabe bei. Nach dollen vier Wochen erhielt ich Bescheid, daß meine Beschwerde nach London weiter gesandt worden wäre.

Unterbringung und Verpflegung waren sehr mäßig, und die uns zustehende Verpflegung wurde wiederholt von dem englischen Probiantmeister teilweise unterschlagen. Es gab ansererseits oft beim Kommandanten Beschwerden; besser ist es dadurch nicht geworden.

Auf großen Umwegen konnte ich nach einiger Zeit einen Brief, der die Zensur nicht passierte, an die Schwester des wirklichen Paßinhabers senden und diese Dame bestimmen, mich als ihren Bruder bei der englischen Regierung zu reklamieren. Meiner Bitte wurde von der Dame gern entprochen. Bald eintreffende Briefe meiner neuen Schwester meldeten mir, daß sie in London bei der Gesandtschaft ihres Landes reklamieren werde.

Am 9. 2. wurde ich plötzlich mit einer Anzahl anderer Herren an Bord des Dampfers „Themistocles“, der von Australien Truppen brachte, gebracht. Es ging nun in fünf-tägiger Fahrt nach England und während dieser Zeit durften wir nur selten zur Erholung an Deck. Jeden Tag hatten wir Übungen mit den Rettungsringen, die des Nachts immer in greifbarer Nähe sein mußten. Am letzten Tag wurden auch im Zwischendeck, wo wir untergebracht waren, die Fenster abgeblendet, damit wir deutschen U-Booten keine Zeichen geben konnten, wie man uns sagte.

Am Morgen des 13. Februar langten wir im Hafen von Plymouth an und wurden von dort sofort auf einen bereit-

stehenden Zug verladen und nach Portsmouth gebracht. Dort angekommen wurden wir im Militärgefängnis bis zum Morgen des 15. eingesperrt. Wir lagen 48 Mann wie Perlinge in zwei kleinen Stuben und hatten weder Tisch noch Stühle, nur jeder einen halben Meter breiten Strohsack nebst zwei Decken. Verpflegung mußten wir an diesem Abend aus eigenen Mitteln kaufen. Am Morgen des folgenden Tages erhielten wir Fleisch und etwas Gemüse, welches wir selbst in einem großen Kessel kochen mußten. Am Abend bekamen wir Tee, Butter und Käse. Am folgenden Morgen um 7 Uhr wurden wir in den Hafen gebracht und von dort aus mittelst Dampfsboot auf den in der Höhe von Rhde-Isle oft Wight — verankerten Gefangenen-Dampfer „Andania“ gebracht.

Wir wurden im Zwischendeck untergebracht und es wurde uns bedeutet, daß bessere Unterkunft gegen Zahlung von 2 Schilling pro Tag in der 2. Klasse zu haben sei.

Ich ließ mich sofort beim Kommandanten melden und verlangte als Ausländer sofort Unterbringung in die zweite Klasse ohne die 2 Schilling. Es wurde mir bewilligt, und ich hatte wenigstens ein anständiges Bett.

Nun sandte ich ein Gesuch an meine Gesandtschaft in London und verlangte sofortige Freilassung, die denn auch von der Gesandtschaft bei der War-Office sofort beantragt wurde.

Verpflegung an Bord der Gefangenen-Dampfer: Morgens 7 Uhr: Kaffee, etwas Margarine und Brot; mittags 12 Uhr: ein wenig Suppe, 2 Kartoffeln und ein kleines Stück Kochfleisch; abends 5 Uhr: daselbe wie morgens, aber statt Koffee Tee.

Die Zubereitung war schlecht und die Menge völlig ungenügend, um satt zu werden.

Infolgedessen mußte der, welcher Geld hatte, in der Schiffskantine für schweres Geld Lebensmittel hingu kaufen, um satt zu werden, andere lebten hauptsächlich von Brot.

Nach achttägigem Aufenthalt auf der „Andania“ wurden wir auf die, in der Nähe liegenden „Kanada“ gebracht, da die „Andania“ kanadische Truppen abholen sollte. Die „Kanada“ war vollkommen besetzt, aber man stopfte noch 300 Mann hinzu und der größte Teil der Hinzugekommenen mußte in den Speisekammern schlafen. Sitzplätze gab es nur für die Hälfte der an Bord Befindlichen. Von der „Kanada“ wurde ich am 15. 3. an Land gebracht und nach London geschickt.

In London mußte ich mich fünf Tage aufhalten, da das Rijieren meines Passes nebst Herstellung der dazu gehörigen Photographie so viel Zeit erforderte. Am Abend des 20. 3. trat ich die Reise über Folkestone-Dieppe-Paris-Dijon-Pontarlier-Neuchâtel nach Bern an.

In Folkestone und Dieppe mehrmalige sehr scharfe Revision des Gepäcks und der Kleider und Briefschaften, sowie Examen über Zweck der Reise, ebenso in Pontarlier.

Die Fahrt über den Kanal dauerte etwa 3½ Stunden und ging mit vollständig abgeblendeten Lichtern vor sich. Am Morgen des 22. 3. überschritt ich die Schweizer Grenze und nach Ankunft in Bern, stellte ich mich sofort dem Konsulat zur Verfügung.

Nachdem vier Tage später von meiner Heimatpolizei meine deutsche Staatsangehörigkeit bestätigt worden war, — meine Pässe lagen in Genua — konnte ich die Weiterreise nach der Heimat antreten. In Ottersbach bei Basel überschritt ich die Grenze und ich war glücklich, wieder deutschen Boden unter den Füßen zu haben.

In Böttlach meldete ich mich beim Bezirkskommando und konnte dann, mit kurzem Urlaub in der Tasche, meiner Vaterstadt zuweilen.



Aus der Kriegszeit.

Eine klassische Verfolgung. (Nach der Schlacht bei Belle-Alliance.) In diesen Tagen, in denen wir nach der Durchbrechung der russischen Front in Galizien das gewaltigste Beispiel eines den Erfolg bis zum äußersten ausnutzenden Verfolgung erleben, ist öfter auf die Ereignisse nach der Schlacht von Belle-Alliance, deren hundertsten Gedenktage wir gerade jetzt feiern, als das klassische Beispiel einer solchen Verfolgung, die den Sieg zur völligen Vernichtung des Feindes gestaltet, hingewiesen worden. Die französische Armee war

während der Nacht zum 19. Juni ständig weiter geflohen, jeder Zusammenhalt zwischen den Truppen, alle Ordnung und Disziplin schwanden, da die Preußen unter Sneysenau nachdrängten, schnell dahin, und bei Genappe trat die völlige Auflösung ein. Die Franzosen warfen die Waffen fort, ließen Geschütze und Fahrzeuge stehen und achteten auf keinen Befehl mehr; alle suchten ihr Heil in wildester Flucht. Eine padende Schilderung dieser Verfolgung haben wir in den Memoiren des Generals Ludwig von Reiche, der die Ereignisse als Bietens Generalstabschef miterlebt hat: „Se näher man Genappe kam“, heißt es da, „diesem ominösen Desfilee, wo Napoleon noch einen Versuch machte, seine Scharen zu ordnen, um einigen Widerstand zu leisten, und durch Sneysenaus rastlose Verfolgung und die braven Jüsiliere des 15. Infanterieregiments daran verhindert ward, desto mehr nahmen die Schrednisse einer aufgelösten, in wilder Flucht begriffenen Armee zu. Kanonen, Fuhrwerke aller Art waren hier ineinandergefahren und lagen oder standen zerstreut umher. Hier war es, wo die genannten Jüsiliere 80 Geschütze und eine Menge Munitionswagen, den Wagen Napoleons und seine übrigen Equipagen, sowie die seiner Marschälle, Generale und höheren Militärbeamten erbeuteten, auch über 2000 Gefangene machten, darunter mehrere Generale. Alles, was bei dieser Gelegenheit von Beute gemacht wurde, erklärte Sneysenou für ausschließliches Eigentum des genannten Jüsilier-Bataillons. Dasselbe ließ hierauf Mannschaften zurück, um die Beute zu beschützen. In jeder Kutsche saß ein Jüsilier, was sich komisch genug ausnahm. Bei dem Wagen Napoleons fanden sich die meisten Liebhaber und Neugierigen ein. Nachdem es nicht gelungen war, sich bei den Desfileen von Genappe zu sehen und der Verfolgung der Preußen Einhalt zu tun, hatte sich Napoleon eben in seinen Wagen gesetzt, um sich zu entfernen, als unsere Truppen mit einem Hurra eindrangten und den Feind vor sich hertrieben. Unvermögend in diesem Gedränge, wo jeder Platz, Platz zu machen, umsonst war, mit einem Wagen durchzukommen, sah Napoleon sich veranlaßt, aus dem Wagen zu springen und auf seine Rettung Bedacht zu nehmen. Den eben angeknallten Degen ließ er in der Eile im Stiche, sowie ihm auch im Herauspringen aus dem Wagen sein Hut abfiel, den er, um keine Zeit zu verlieren, auf der Erde liegen ließ, wo er nachher gefunden wurde. Beide Gegenstände der seltensten und einzigsten Art von der Welt schenkte König Friedrich Wilhelm III. dem Kadettenkorps zu Berlin, wo sie als Andenken und Siegeszeichen aufbewahrt werden, zugleich die militärische Jugend an die große Zeit des Befreiungskrieges zu erinnern und den Nachwuchs im Offiziersstande für die Taten ihrer Vorgänger zu begeistern und zur Nachahmung bei vorkommenden Gelegenheiten, die Gott verhüten wolle, anzufeuern. Die Beute war unermeßlich; mancher Jüsilier trug 2 bis 3000 Napoleondor mit sich fort. Eine kostbare Axtaxse in Diamanten mit Solitären in seltener Größe fand sich in Napoleons Wagen vor, die das Bataillon durch seinen Kommandeur, den damaligen Major von Keller, Sr. Majestät dem Könige ehrfurchtsvoll zu Füßen legte, und welche von Allerhöchstdemselben huldvollst angenommen und darauf dem Kronschätze einverleibt wurde. Außerdem fanden sich in dem Wagen eine große Menge ungefohter Diamanten, deren Gelbwert nicht anzugeben ist, indem viele Hände dabei beschäftigt waren, auch manche umhergeworfen und zum Teil vertreten wurden. . . . Außer dem vielen Gelde und Geldewert in dem Wagen befand sich darin auch ein inwendig mit violettem Sammet ausgeschlagener, auswendig schön verzierter Kasten, worin alle Ordenssterne, die Napoleon besaß, nebeneinander lagen. Außer den englischen und den altfranzösischen fehlte gewiß keiner. Die dabei befindliche Dekoration des preussischen Schwarzen Adlers — wens verlieh der König als eine besondere Auszeichnung dem General Sneysenau neben der Beförderung zum General der Infanterie. Viele drängten sich zu dem Wagen Napoleons, fast ein jeder wünschte ein Andenken daraus mitzunehmen. . . .“

Pariser Kriegsgeheimnisse. Die Pariser sind von jeher recht abergläubische Leute gewesen, und der Krieg hat auf diese natürliche Veranlagung sehr anregend gewirkt. Ihre schwarzen Brüder und farbigen Bundesgenossen finden denn auch bei ihnen mit ihren abergläubischen Kriegsgeheimnissen ein williges Gehör und entdecken mit Freude, daß ihre kulturellen Verbündeten sich mindestens in dieser Hinsicht eine gewisse Geistesverwandtschaft mit ihnen bewahrt haben. So wurde kürzlich, wie ein englisches Blatt erzählt, das folgende Kriegsergebnis eines Marokkaners in Paris viel besprochen:

Es war der dickste, schwarzeste, netteste Marokkaner, den man sich nur denken kann, und er steckte voller abenteuerlicher Geschichten. So ungeschicklich mußte Othello ausgefallen haben. Das einzige Mißvergnügen Othellos war, daß die Desdemona nicht verstehen konnten, was er sagte, denn er sprach Englisch und sie verstanden nur Französisch. Trotzdem umschwirrten sie ihn so sehr, daß ein Schutzmann die Ansammlung auseinander bringen wollte, aber sich schließlich dem Zuge angeschlossen, um die Erzählungen Othellos mit anzuhören. Der Marokkaner trug den linken Arm in der Vinde und wollte nun berichten, wie er zu seiner Verwundung gekommen war. Er landete in einem Kaffee und setzte sich an einen Tisch, an dem schon einer seiner Landsleute von etwas hellerer Farbe saß und zwei französische Soldaten, von denen einer ein paar englische Brocken verstand. An ihn richtete jetzt Othello das Wort und unterbrach seine Rede häufig durch ein: „Sehen Sie?“ oder „Verstehen Sie?“ Der kleine Franzose antwortete ernst: „Ich sehe“, „ich verstehe“; aber außer ein paar einfachen Worten hätte er natürlich nichts verstanden. Othello merkte es, und es machte ihm große Freude, als endlich ein anderer Zuhörer an den Tisch kam, der ihm wirklich folgen konnte. Jetzt sprach er noch schneller. Der französische Soldat unterbrach ihn: „Sprechen Sie doch Französisch, Sie sprechen ja ebenso gut Französisch wie ich!“ „Können Sie Französisch“, fragte ihn der neue Gast. „Ja gewiß. Ich habe Englisch überhaupt erst vor einigen Jahren in Alexandria gelernt, und ich spreche es jetzt aus Prinzip, aus Aberglauben. Ich würde es für den schwärzesten Dank halten, wenn ich etwas anderes spräche. Ich verdanke es nämlich einem Engländer, noch so davon gekommen zu sein“, und dabei zeigte er auf seinen verwundeten Arm. „Nur durch ihn und einen Befehl, der englisch erteilt wurde, bin ich noch hier.“ Der Marokkaner berichtete, daß an dem Tage, an dem er verwundet wurde, im Regiment große Verwirrung herrschte. Alles war kopflos, und jede Disziplin hatte aufgehört. Der Marokkaner, der sonst ein standhafter Bursche war, wurde durch die anderen mit in die Verwirrung hineingerissen. Er wollte gern den Befehlen der Offiziere gehorchen, aber es war nicht möglich, etwas zu verstehen. Da klang in das Gewirr plötzlich ein englischer Kommandoruf hinein: „Duckt euch, hört ihr, duckt euch!“ Er duckte sich, und dadurch erhielt sein Arm nur eine Schrapnellkugel, sonst hätte er den Kopf verloren. „Nur dem „Duckt euch!“ verdanke ich, daß ich noch lebe“, fügte er hinzu, „und deshalb spreche ich von heute ab nur noch Englisch.“ — Eine andere, in Paris kursierende Geschichte geht auf einen kanadischen Soldaten zurück, der seit Kriegsbeginn von einer abergläubischen Hinneigung zu der Zahl 888 erfüllt ist. Er trug nämlich diese Nummer seit seinem Eintritt ins Heer. In Flandern erhielt er einen Rajonettisch von einem Deutschen, der auch die Zahl 888 trug. „Ich bin überzeugt“, sagte der Kanadier, „daß unser Zweikampf nur so schnell beendet war, weil wir die gleiche Zahl hatten.“ Er wurde dann von einem Krankenautomobil aufgenommen, das die Nummer 888 trug. Im Lazarett erzählte er soviel von 888, daß man ihm eine Freude bereiten wollte und die Pflegerin sich mit den drei „8“ schmückte. Als es ihm schon besser ging, erhielt er einen Brief von seiner Frau, und unter anderem schrieb sie ihm, daß ein alter Schuldner eine Rechnung von 8 Dollar und 80 Cent nicht bezahlt hatte. Aber der Kanadier schrieb in seinem unerschütterlichen Vertrauen auf die Zahl 888 an seine Frau: „Schide noch 8 Cent hin, damit die Summe 8 Dollar und 88 Cent beträgt, dann wird die Schuld sicher bezahlt.“ „Und sie ist bezahlt worden?“ fragte man ihn. Er nahm einen Postabschnitt aus seiner Tasche: 8,98. „Meine Frau war so stolz über meine Idee, daß sie mir den Abschnitt eingesandt hat.“ Wie leicht allen abergläubischen Vorstellungen zugänglich die Pariser sind, das entdeckten neulich auch zu ihrem Erstaunen ein paar Hochländer, die im Quartier Latin unherumwummelten. Sie wollten in ein Kaffeehaus eintreten, und Stimmengewirr und ausgestreckte Hände begrüßten sie. „Sehen Sie sich hierher“, rief ihnen ein Gast zu. „Rein hier“, rief ein anderer. „Kommen Sie zu uns“, hat ein Dritter. „Was soll das Lärmen hier eigentlich bedeuten“, fragte ein Hochländer. „Sie bringen uns Glück“, wurde ihm erwidert. „Männer, Frauen und Kinder, jedermann in Paris glaubt, daß, wenn man mit einem Mann in kurzem Rock trinkt, man Glück hat.“ Für einen Burschen, der zu Hause immer als Pechvogel betrachtet wurde, war das

etwas sehr Spasshaftes und befremdlich; und die Hochländer wissen jetzt, wie geschätzt sie sind . . .

Die Kriegenkometen. Auch im Laufe des letzten Jahres sind am Himmel wieder jene merkwürdigen Schweifsterne aufgetaucht, die ein alter Volksglaube von jeher mit dem Eintritt irdischer Katastrophen, besonders mit dem Kriege in Zusammenhang gebracht hat. Diese Kometen sind den Astronomen nur zum Teil unerwartet gekommen. Man erwartete schon die Wiederkehr des sogenannten Endeschen Kometen. Aber dieser verspätete sich oder wurde zu spät — es war am 29. September 1914 — als Sternchen 14. Größe in Hamburg-Bergedorf wieder entdeckt. Der Endesche Komet ist zum ersten Male 1786 gesehen worden, aber erst 1818 stellte der Astronom Ende seine Identität fest und berechnete seine Umlaufzeit in elliptischer Bahn um die Sonne mit $3\frac{1}{2}$ Jahren. Er hat damit von allen die Sonne umkreisenden Kometen die kürzeste Umlaufzeit. Diese hat sich übrigens in den letzten Jahren entgegen den Berechnungen Endes verkürzt. Der Komet bewegt sich außerordentlich schnell. Für Berlin stand er im November im Zenit. Am 27. Oktober war er der Erde am nächsten. Neben diesem erwarteten Gast sind aber auch mehrere unerwartete Kometen am Himmel erschienen. So war schon am 16. Mai 1914, wie Wolf Paetz in der „Natur“ berichtet, ein Komet von Platinus entdeckt worden. Nach sechs Wochen erschien ein neuer kometariger Stern im Bild des Schützen, der von der Sternwarte in Pulkowa gesichtet wurde. Er besaß die Helligkeit eines Sternes von 12,5 Größe. Er trägt nach seinem Entdecker den Namen Neujmin. Als dritter sei der Kriegerkomet 1914a noch erwähnt, dessen Helligkeit außerordentlich gering ist. Einiges Tage, bevor der Endesche Komet wieder aufgefunden wurde, erfolgte die Entdeckung eines neuen Kometen in Amerika durch den Astronomen Campbell. Das Gestirn war Anfangs sogar mit bloßem Auge sichtbar. Die Bezeichnung ist Komet Campbell 1914e. Der erste Komet dieses Jahres, Komet 1915a Mellish, wurde in Cambridge, Mass., entdeckt. Er war von 10. Größe und erreichte im Juni sein Maximum mit der 4. Größenklasse. Jedoch schon Ende Mai ist er unserm Auge entschwunden und nach Süden abgewandert. Der eigentliche Kriegenkomet aber ist schon im Dezember 1913 von Delavan entdeckt worden. Das Eigenartige war, daß man ihn, bevor er in die Nähe der Sonne gekommen war, entdeckt hatte. Seine Helligkeit betrug die eines Sternes 10. Größe, wuchs jedoch so, daß er Juli und August 1914 für gute Augen ohne optische Hilfsmittel sichtbar war. Er bestand aus einem sehr scharf ausgeprägten Kern, der von einer dichten, schweifartigen Nebelhülle umgeben war. Zu Anfang des Jahres 1915 verschwand er. Es wird vielleicht möglich sein, ihn noch 6 bis 7 Jahre lang zu beobachten, womit natürlich nicht gesagt ist, daß auch der Krieg solange dauern muß.

Zuckerseifen. Bisher ist Zucker bisweilen zu billigeren Seifen als Füllmaterial hinzugesetzt worden, jetzt, da die Fette, die zur Seifenherstellung benutzt werden, knapp geworden sind, ist es durch ein neues patentiertes Verfahren gelungen, Zucker bei der Seifenfabrikation so zu verwenden, daß er geradezu anstelle des Fettes treten kann und nicht nur als Verschönerungsmittel dient. Wenn auch die Frage nach der Wirkung des Zuckersatzes noch nicht völlig geklärt ist, so sind doch, wie im Zentralblatt für die Zuckerindustrie geschrieben wird, die Nebenumstände, die mit dem Gebrauch der Zuckerseife eingetreten sind, so günstig, daß sie an und für sich schon genügen, diese Seife einzubürgern. Nach den Erfahrungen der Großwaschanstalten können mit solchen Seifen Stoffe gewaschen werden, die früher zu ihrer Reinigung in chemische Waschanstalten gebracht werden mußten. Auch lassen sich feine, empfindliche, sogar seidene Gewebe mit ihnen waschen. Die Festigkeit der Gewebe wird selbst durch andauerndes Waschen nicht vermindert, während andere bisher verwandte Substanzen die Fasern empfindlich angreifen. Ferner treten die Farben leuchtender hervor. Als weiterer Vorzug ist zu erwähnen, daß die Seife im Wasser schwimmt und schließlich, daß man auch schwach salzhaltiges Seewasser wie das der Ostsee benutzen kann. Diese Tatsache ist besonders für die Marine von großer Bedeutung. Es wäre recht erfreulich, wenn auch hier die deutsche Zuckerindustrie, die uns während des Krieges schon mehrfach zu Hilfe gekommen ist, indem sie Alkohol und Gese aus ihren Beständen herstellen ließ, als Metterin aus der Fettaut hervorträte.